

Salongespräch zwischen den Generationen mit Hermann Bausinger

Ein Erfahrungsaustausch zur Fachgeschichte

Brigitta Schmidt-Lauber, Raffaella Sulzner, Jens Wietschorke

Zu Beginn des Wintersemesters 2013/14 lud das Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien den Tübinger Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger zu einem »Salongespräch zwischen den Generationen« nach Wien ein. Die (besonders auch von jüngeren Studierenden) sehr gut besuchte Veranstaltung, die am 10. Oktober 2013 im Österreichischen Museum für Volkskunde in der Laudongasse stattfand, bildete den Auftakt des Institutskolloquiums zum Thema »Fachgeschichte(n)«. Gesprächspartnerinnen und -partner waren neben Hermann Bausinger Raffaella Sulzner, Masterstudentin am Institut für Europäische Ethnologie in Wien, Jens Wietschorke, Habilitand des Instituts, und Brigitta Schmidt-Lauber, Professorin und Veranstaltungsleiterin. Durch die Zusammensetzung des Podiums sollten verschiedene generations- und ortsspezifische Perspektiven aufeinandertreffen, die Einsichten in »erlebte Fachgeschichte« versprechen. Begonnen wurde das Gespräch folglich mit kurzen Statements der einzelnen TeilnehmerInnen zu ihrer Sozialisation in das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie sowie zu prägenden Eindrücken und Kennzeichen des Faches in der jeweiligen Zeit. Das anschließend angefertigte Transkript des »Generationengesprächs« wurde durch die vier GesprächspartnerInnen redaktionell überarbeitet. Wir danken an dieser Stelle Matthias Beitzl für die Gastfreundschaft und die Mitorganisation der Veranstaltung sowie Sonja-Friederike Wiegand für die Erstellung des Transkripts.

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: Herzlich willkommen zum heutigen Abend! Wir freuen uns sehr, dass Sie heute so zahlreich erschienen sind

und die Gelegenheit nutzen, ein Gespräch mit Hermann Bausinger zu hören. Es handelt sich hierbei um eine fachgeschichtliche Reflexion über die Empirische Kulturwissenschaft, Volkskunde, Europäische Ethnologie, und – wie Sie an der Besetzung dieses Tisches sehen – um eine fachgeschichtliche Reflexion aus der Perspektive unterschiedlicher Generationen der Fachzugehörigkeit. Fachgeschichtliche Reflexion ist ein Kennzeichen der Volkskunde spätestens seit den 1970er Jahren und trug zum »großen Bruch« innerhalb des Faches – so die gängige Lesart – bei. Gemeint ist der Aufbruch hin zu einer gegenwartsorientierten empirischen Alltagskulturwissenschaft, die seither auch unter neuen Namen firmierte. Kaum jemand steht so sehr für diesen Wandel wie Hermann Bausinger vom Ludwig-Uhland-Institut, der heute den Weg von Tübingen nach Wien gefunden hat.

Damit möchte ich zunächst einmal ganz kurz die anwesenden Personen vorstellen, die unterschiedlichen Generationen angehören, also zu unterschiedlichen Zeitpunkten der Fachgeschichte in dieses Fach kamen und zugleich unterschiedliche Stationen einer akademischen Laufbahn verkörpern. Anwesend ist zum einen Raffaella Sulzner, die als Studierende an der Diskussion teilnimmt und an die von studentischer Seite auch weitere Fragen herangetragen wurden nach dem Stil: »Was wir Hermann Bausinger schon immer mal fragen wollten.« Zum anderen wirkt aus dem sogenannten Mittelbau Jens Wietschorke mit, der selbst Tübinger Studien-Erfahrung hat und jetzt als sich habilitierender Assistent an der Universität Wien arbeitet. Meine Perspektive ist die einer Mitte der 1980er bis in die frühen 1990er Jahre akademisch sozialisierten Professorin der Universität Wien, und schließlich Hermann Bausinger, der seit den 1950er Jahren das Fach maßgeblich prägte.

Und damit möchte ich dazu übergehen, Ihnen Hermann Bausinger kurz vorzustellen, auch wenn dies eigentlich nicht notwendig ist; aber manche Dinge sind vielleicht doch ganz gut noch einmal in Erinnerung zu rufen, weil sie wohlmöglich das Gespräch strukturieren oder zum Thema werden. So ist sicherlich nicht irrelevant zu erwähnen, dass Hermann Bausinger eine fachgeschichtliche Spezifik verkörpert, die sein Schaffen bis heute prägt, nämlich seine Herkunft aus der Germanistik – weitere Studienfächer waren Geschichte und Anglistik. Hermann Bausinger hat 1952 sein Studium in Tübingen mit einer Dissertation zum Thema »Lebendiges Erzählen« abgeschlossen. 1959 hat er dann mit einer bahnbrechenden Habilitationsschrift auf sich aufmerksam gemacht, die wir alle – und zwar nicht nur im Fach, sondern

weit über das Fach hinaus – kennen: »Volkskultur in der technischen Welt«. Er ist dann als frisch Habilitierter 1960 Leiter des Tübinger Instituts geworden. In einer Phase, in der es durchaus Gestaltungsraum gab, hat Hermann Bausinger das Tübinger Volkskunde-Institut und das Fach inhaltlich in neue Richtungen gebracht. Es folgte dann 1971 die Umbenennung des Instituts in Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, kurz gesagt EKW – ein Titel, der auf Vorschlag Hermann Bausingers gewählt wurde.

Hermann Bausinger steht für eine Hinwendung des Faches zu einer gegenwartsorientierten, historisch argumentierenden Alltagskulturforschung. Pointiert kann man sagen: Neben dem Volkslied ist seither auch der Schlager zum Thema geworden und neben der Lederhose auch die Lederjacke. Zunehmend zählten also auch populäre, moderne Fragen der gesellschaftlichen Entwicklung zum Gegenstand des Faches, wofür gerade Tübingen früh ein Vorreiter war. Gemeinsam haben die Tübinger dann 1970 die Publikation »Abschied vom Volksleben« mit Beteiligung von Hermann Bausinger in die Diskussion und ins Fach gebracht, wo es *auch* eine Auseinandersetzung mit der historischen Volkskunde gab. Von Tübingen ausgehend erfolgte immer wieder eine starke methodenkritische Reflexion – sowohl was die historische Perspektive anbelangt als auch die gegenwartsbezogene Methodik, wobei kurzfristig in den 1970er Jahren sogar eine Orientierung an quantitativen Methoden festzustellen war, bevor unter anderen Utz Jeggle in den 1980er Jahren die ethnographische Wende postulierte. So stand Tübingen lange Jahre für kritische und auch das eigene Fach immer wieder kritisch befragende Anstöße. Neben der Alltagskultur als wichtigem Kennzeichen des Faches ist sicherlich auch der regionale Fokus ein Merkmal der Fachauslegung Hermann Bausingers, das sich nicht zuletzt in seiner eigenen Biographie und bis heute in seinem wissenschaftlichen Arbeiten manifestiert. [...]

Sehr viele richtungweisende Impulse gehen also von Hermann Bausinger aus. Ingeborg Weber-Kellermann hat einmal anerkennend gesagt: Von Hermann Bausinger ist der Startschuss für ein neues Verständnis des Faches gegeben worden. Und so freuen wir uns wirklich sehr, dass Du, lieber Hermann, der Einladung gefolgt bist und wir heute in einen Dialog mit Dir treten können.

Beginnen möchten wir mit kurzen Impulsstatements zunächst von uns drei »Wienern«, die darum kreisen, wie *wir* aus verschiedenen Generationen jeweils in dieses Fach gekommen sind und was für ein

Fach wir eigentlich vorgefunden haben. Wie war die Situation damals? Wie wirkte dieses Fach auf uns? In unseren Vorgesprächen, soviel kann ich schon sagen, hatte ich immer wieder den Eindruck, dass es durch diesen generationalen Vergleich Möglichkeiten gibt, Fachgeschichte auch als Gesellschaftsgeschichte zu lesen. Und damit gebe ich das Wort Raffaella Sulzner, die beginnen wird:

RAFFAELA SULZNER: Ich kam 2009 an das Institut für Europäische Ethnologie in Wien und war begeistert von der Lage und den Räumlichkeiten des Instituts. Als Erstsemestrige wurden wir persönlich am Institut empfangen und es war ein sehr junges Institut, mit sowohl weiblichen als auch männlichen MitarbeiterInnen, das uns dort begrüßte. Die überschaubare Anzahl der Studierenden bot und bietet nach wie vor viel Raum für Diskussionen in den Lehrveranstaltungen, die durchaus positiv beeinflusst wurden durch immer weniger spürbare Hierarchien zwischen Lehrenden und Studierenden. Ein kleines Institut wie die Europäische Ethnologie bietet zudem auch Raum für individuellere Austauschmöglichkeiten, welche abseits verschlossener Seminarraum- oder Bürotüren durchaus bis zur Kaffeemaschine oder den Raucherhof reichen.

Inhaltlich verspürte ich seit Beginn meines Studiums eine doch sehr starke Abwendung vom volkskundlichen Kanon und eine kritische Auseinandersetzung mit Fachgeschichte. Ich nehme das Fach heute als historisch argumentierende Gegenwartswissenschaft mit einer starken Hinwendung zu ethnographischen Verfahren wahr, das seine Türen vermehrt auch für interdisziplinäre Projekte öffnet. Vielleicht oder gerade deshalb werden in einzelnen Seminaren bewusst die Stärken unseres Faches hervorgehoben. Fragen wie »Was kann unser Fach leisten?«, »Was können wir mit unserem Handwerkszeug zu bestimmten Themen beitragen?« – das sind Fragen, die in Lehrveranstaltungen immer wieder aufgeworfen werden. Interdisziplinarität und Internationalität spiegeln sich auch in der doch recht überschaubaren Gruppe an Masterstudierenden am Institut wider. Trotz der unterschiedlichen disziplinären Herkunft und auch im Wissen über die Namensproblematik unseres Faches war ich mir bis zu einem gewissen Zeitpunkt keiner Differenzierung zwischen europäisch-ethnologischen, empirisch-kulturwissenschaftlichen, kulturanthropologischen, volkskundlichen und auch populärkulturwissenschaftlichen Instituten im deutschsprachigen Raum bewusst. Eine EKW-Studentin aus Tübingen, die ich während

meines Auslandsemesters an der Universität Lund in Schweden traf, belehrte mich dahingehend jedoch eines Besseren. Als ich Mitstudierenden anderer Disziplinen erklären wollte, dass unsere Fächer zwar andere Namen tragen, wir in Wirklichkeit aber das Gleiche studieren, fiel mir meine Tübinger Kommilitonin etwas verwundert ins Wort und meinte: »Naja, so kann man das jetzt aber auch nicht sagen«. Wirklich begründen konnte sie ihre Kritik an meiner Aussage aber auch nicht. Wenn mich heute jemand fragt, was ich studiere, habe ich nach wie vor Schwierigkeiten, mein Studium zu erklären. Ein Fach, das einfach so viele Möglichkeiten bietet und so vielseitig ist, lässt sich meiner Meinung nach einfach nicht in einem Satz zusammenfassen.

JENS WIETSCHORKE: Wenn ich über meine persönliche, generationell geprägte Erfahrung mit dem Fach nachdenke, dann muss ich zuerst über Standorte sprechen. Ich habe zwischen 1997 und 2005 studiert – die ersten beiden Jahre in Tübingen, dann für zwei Semester in Wien und dann hauptsächlich in Berlin. Und ich habe diese Orte als sehr unterschiedliche Studienorte wahrgenommen. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir in den ersten Jahren bewusst gewesen wäre, dass die Empirische Kulturwissenschaft, die ich da studiere, und Volkskunde dasselbe Fach sind. Das deckt sich also durchaus mit der Äußerung dieser Tübinger Kommilitonin von Raffaella in Lund. Die Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen habe ich als etwas sehr Eigenständiges wahrgenommen – fast als eine eigene Wissenschaftsdisziplin. Woran ich mich nämlich auch erinnere, ist, dass ich bei der Studienortwahl für den Beginn des Studiums kaum eine Alternative gesehen habe. »Empirische Kulturwissenschaft«, das wollte ich als Gegengewicht zu meinen anderen Studienfächern Philosophie und Germanistik unbedingt machen, und das – so dachte ich – gab es ja nur in Tübingen. Da war ich also auch schlicht und einfach schlecht informiert, so dass ich diese Querverbindung zur Volkskunde, Europäischen Ethnologie usw. gar nicht gesehen habe. Das kam dann erst etwas später, nämlich in Wien, wo ich auf eine sehr aufschlussreiche und kritische Weise Fach- und Wissenschaftsgeschichte vermittelt bekommen habe. Als Lehrende habe ich in meiner Studienzeit vor allem FachvertreterInnen kennengelernt, die noch von klassisch volkskundlichen Themen hergekommen sind und diese dann neu interpretiert haben, beziehungsweise davon ausgehend dann zu neuen Forschungsfeldern gefunden haben. Das war im Wesentlichen die – männlich dominierte – Professoren-

generation der zwischen 1940 und 1950 Geborenen: Utz Jeggle und Gottfried Korff, Konrad Köstlin und dann später Rolf Lindner und Wolfgang Kaschuba, aber natürlich auch andere. Wenn ich auf diese Zeit der späten 1990er Jahre zurückblicke, dann scheint mir aber auch, dass der kritische und politische Biss, den diese Leute und die progressiven Fraktionen des Fachs insgesamt in den 1970er und 1980er Jahren hatten, schon etwas verlorengegangen war. Die Zeit der leidenschaftlichen Richtungsdebatten zwischen konservativen und eher »linken« FachvertreterInnen ging damals gerade zu Ende; zugleich sind die Themen und Forschungsrichtungen vielfältiger geworden. Da ist dann sicherlich die Frage nach dem gesellschaftlichen und politischen Engagement des Faches etwas in den Hintergrund getreten, die ein wichtiges Moment des Aufbruchs um 1970 und dann auch der 1980er Jahre ausgemacht hat – mit Themen wie Machtanalyse und soziale Ungleichheit, Nationalsozialismus und kritische Regionalgeschichte oder Frauen- und Geschlechterforschung. Mit Blick auf die *aktuelle* Situation würde ich übrigens auch wieder von einem starken politischen Interesse im Fach sprechen – beispielsweise im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit Neoliberalismus und Prekarisierung oder mit Grenz- und Migrationsregimes. Vielleicht also – das wäre ein Punkt, über den wir im Folgenden sprechen könnten – ist das Fach während meiner Studienzeit zwischen 1997 und 2005 eine relativ gesehen etwas weniger politisierte und politisch engagierte Wissenschaft gewesen. Das ist ein Eindruck, den ich habe. Davon abgesehen war meine Wahrnehmung die eines ausdrücklich kleinen, sehr familiären Faches, aber auch eines sehr heterogenen Faches, was die Standorte angeht. Es gab große fachliche Distanzen zwischen Hamburg und Innsbruck, zwischen Zürich und Würzburg, zwischen Wien und Berlin. Und drei dieser Standorte habe ich ja kennengelernt. Das wäre im Rückblick auch eine gute Frage: Sind diese Distanzen früher in den 1950er bis 1980er Jahren auch schon so groß gewesen oder sind sie größer geworden?

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: Ja, wir gehen immer weiter zurück. Ich habe Mitte der 1980er Jahre in Hamburg angefangen zu studieren – zunächst Ethnologie und bin dann, *obwohl* das Institut dort noch »Deutsche Altertums- und Volkskunde« hieß, trotzdem zur »Volkskunde« gekommen, die sich mir aber als sehr spannende Alltagskulturwissenschaft präsentierte. Der fachgeschichtlich enge Konnex

zwischen Museum und Wissenschaft, den wir in diesem Moment allein schon durch die Tatsache, dass wir hier in der Laudongasse im Volkskundemuseum sitzen, auch wieder materialisieren, zeigte sich in Hamburg insofern, als das Institut im Museum für Hamburgische Geschichte angesiedelt war und zwar im Dachgeschoss. Das bedeutete, dass man immer mit seinem Studierendenausweis beim Pförtner herein gehen musste, um in die Seminarräume zu gelangen und nichts zahlen zu müssen. Das Institut selbst hatte mehr den Charakter einer Wohnung, die Bibliothek war in Teilen in den Büroräumen untergebracht und man durfte zu dieser Zeit in Lehrveranstaltungen sogar rauchen. So viel zur auch damals *sehr* ausgeprägten Familiarität.

Für mich schien das Fach – anders als in Raffaella Sulzners Beschreibung – geschlechtsspezifisch eher stark segmentiert. Zumindest auf der Lehrendenseite schien es das Fach der »großen Männer« – »große Männer«, die auf Kongressen sichtbar waren, aus meiner damaligen Sicht mittelalte oder ältere Herrschaften, die sich zahlreich zu Wort meldeten. Unter den Studierenden bildeten dagegen Frauen bereits die Mehrheit. Insgesamt stellte sich mir das Fach als sehr stark männlich dominiert dar.

Was die Divergenzen der unterschiedlichen Orte anbelangt, die Jens angesprochen hat und die ja in Raffaella Sulzners Bericht auch schon zur Sprache kamen, kann ich dies auch für die 1980er und frühen 1990er Jahre bestätigen. Ich erinnere mich an eine Reise von Hamburg nach Tübingen als frisch Magistrierte mit einem Promotionsthema im Gepäck. Von einem Tübinger EKW-Professor wurde ich mit dem halbironischen Kommentar begrüßt: »Was? Sie kommen aus Hamburg und trauen sich nach Tübingen?« Das war natürlich als Spaß gemeint, aber es schien doch auch eine gewisse Form von Konkurrenz oder jedenfalls Spannungsperspektiven aufeinander zu geben. So erinnere ich mich noch an heftige Kontroversen, die in Rezensionen und Kommentaren, teilweise auch in sehr kritischen Diskussionen auf Kongressen ausgetragen wurden; diese sind dann sukzessive in den Hintergrund getreten.

Thematisch schien auch mir das Fach schon sehr heterogen und breit ausgerichtet. Als ich »Volkskunde« zu studieren begann bei Lutz und Lehmann, hatten wir durchaus auch Seminarveranstaltungen zum klassischen Kanon – ich erinnere mich diesbezüglich an ein Hauptseminar »Brauch und Festwesen« bei Gerhard Lutz – und daneben recht modern anmutende Veranstaltungen zu Kommunikation im All-

tag oder Kneipenkultur, aber auch zu Familie oder zum Kulturbegriff. Der »Grundriss für Volkskunde« [Brednich] gehörte damals zur Basislektüre und bot noch einen legitimen Einstieg in die verschiedenen Themen des Faches. Und was ich auch bestätigen würde: Jens sagte, das politische Engagement der 1970er, 1980er Jahre flaute allmählich ab. Das würde ich auch unterstreichen. Meine Dissertation über Ethnisierung deutscher NamibierInnen in einer rassistisch geprägten Gesellschaft galt damals noch als ungewöhnliches Thema und »politisch«. Und schließlich kann auch ich mit Blick auf die vorausgehenden Kommentare die Pluralität des Faches an den verschiedenen Standorten – allein schon in der Namensfrage der Institute – bestätigen: An den fünf Orten, an denen ich das Fach bisher vertreten habe, ist keine Fachbezeichnung zweimal vorgekommen. Und damit möchte ich übergeben an Hermann Bausinger.

HERMANN BAUSINGER: Also, zunächst möchte ich mich bei Brigitta bedanken für diesen Nachruf zu Lebzeiten, den ich gleich noch ein bisschen ergänzen will. Ich möchte mich aber auch bei Ihnen bedanken, dass Sie so zahlreich hier erschienen sind. Ich freue mich vor allen Dingen, dass viele junge Leute da sind. Das hängt damit zusammen, es gibt ja fortgesetzt so etwas wie eine Heimatkonjunktur und eine Dialektkonjunktur, und wenn ich in unserer Region zu Vorträgen eingeladen werde, dann schaue ich mich immer um, ob ich der Jüngste bin. Das ist hier also glücklicherweise nicht der Fall. Wenn vorher davon die Rede war, dass die Leute mit Volkskunde nichts anfangen konnten, dann muss ich sagen, das ist eigentlich eine alte Tradition. Also als ich begonnen habe zu studieren und als ich dann von Volkskunde sprach, da gab es zwei Möglichkeiten: entweder Sprachlosigkeit, oder aber die Leute haben gesagt »aha, Volkswirtschaft« und haben dann etwas ehrfürchtiger geguckt als vorher. Das war im Grunde genommen nicht schlimm. Viel schlimmer war etwas anderes, und das hat etwas zu tun mit der damaligen Situation des Faches und auch mit der späteren Entwicklung. Die Tatsache nämlich, dass viele Leute so eine dunkle Vorstellung von Volkskunde hatten, dass aber diese Vorstellung sehr trivialisiert war. Irgendjemand hat mal in einer Auseinandersetzung gesagt: »Ja, die Volkskunde befasst sich mit Hosenknöpfen.« Ich weiß nicht mehr genau, wie das wörtlich war. Aber das war so die Vorstellung, und ich konnte zum Beispiel damit rechnen, wenn die Ferien vorbei waren und man hat sich wieder getroffen in der Fakultät, dann

gab's bestimmt zwei oder drei Kollegen, die mich angesprochen haben und die zu mir gesagt haben: »Ja, ich hab so an Sie gedacht.« Und ich wusste, was dann kommt. Der eine hatte in Vorarlberg irgendwo eine alte Truhe gesehen, der andere war bei irgendeiner Prozession dabei und sagte: »Alle in Tracht!« Und so weiter. Das waren Äußerungen, die mich ein bisschen erschreckt haben, weil sie zeigten, wie das Fach definiert, nämlich in enge Grenzen eingeschlossen war damals. Und da sah ich eigentlich keine Fortsetzung, beziehungsweise ich sah die Notwendigkeit, da etwas zu ändern.

Wir sollen ja nun erzählen, wie wir zu dem Fach gekommen sind. Ich bin zum Fach gekommen wie die Jungfrau zum Kind. Ich hab Germanistik studiert. Volkskunde war eigentlich kein wirkliches Studienfach, als ich begonnen habe. Aber innerhalb der Germanistik gab es auch Seminare über Märchen und Sagen, über Sitte und Brauch. Und irgendwann bin ich hochgepilgert ins Schloss in Tübingen, wo diese Seminare stattfanden. Utz Jeggle hat mal erzählt, wie er zum Studium der Volkskunde kam. Er hat es so begründet: Er habe gehört, dass man da rauchen darf im Seminar. Das war in der Tat lange Zeit so, in meiner Studienzeit allerdings noch nicht. Aber die Atmosphäre war locker und sehr angenehm. Das hat mir gefallen. Mir hat aber auch gefallen, was dort behandelt wurde. Ich hab das mal so erzählt, hab meine Familie einbezogen: Meine Mutter war keine Akademikerin, mein Vater übrigens auch nicht, und wenn ich nach Hause gekommen bin, dann war das eine völlig andere Welt. Also ich kam gar nicht auf die Idee, mit meiner Mutter über Kafka zu reden. Das hätte sie wahrscheinlich auch nicht ohne Weiteres akzeptiert. Und nun wurden im Seminar plötzlich Dinge behandelt, über die meine Mutter besser Bescheid wusste als ich: die Festtage im Jahr oder abergläubische Vorstellungen und so weiter. Das war das eine: Dass das durchaus ein familiärer Stoff war, familiär im doppelten Sinn. Und das andere war eigentlich mein Ärger über die Art und Weise, *wie* das behandelt wurde. Es wurde nämlich immer so behandelt, als *gäbe* es das alles überhaupt nicht mehr oder nur noch in ganz dürftigen Relikten. Da kam immer wieder diese Metapher: fünf Minuten vor zwölf; man muss in die Scheunen, sammeln im letzten Moment. Und eigentlich war damals für die Volkskundler dieser Moment fast schon vorüber. Wenn ein Seminar war über Erzählforschung, dann war eigentlich die Prämisse: Heute wird nicht mehr erzählt. Ich nehme dieses Beispiel deshalb, weil das für mich eine Provokation war, die ich dann aufgegriffen habe. Ich fand das von Anfang

an völlig daneben. Ich meine, wir kamen in eine Wirtschaft rein oder wir sind per Anhalter gefahren – es wurde doch dauernd erzählt. Aber es wurden natürlich nicht die Grimmschen Märchen erzählt und auch nicht unbedingt, was damals unter Sage gehandelt wurde. Und meine Dissertation, die also eine empirische Feldforschung voraussetzte (ich bin in der Gegend rum gefahren und rum gewandert und habe versucht, unter anderem mit Schulklassen, aber auch mit Erwachsenen zu reden über das, was erzählt wird in den betreffenden Gemeinden oder in den betreffenden Gruppen) – die sollte eigentlich nachweisen, dass die Zeit der Märchen, die Zeit der Sagen und so weiter *endgültig* vorbei ist und dass ganz andere Dinge erzählt werden. Da bin ich selber dann falsifiziert worden, denn ich habe dann erst gelernt, wie viel noch von älteren Traditionen lebendig ist. Märchen relativ wenig, aber es gab Flüchtlinge, Heimatvertriebene, die noch die alten Märchen erzählt haben. Vor allen Dingen aber waren abergläubische Vorstellungen verbreitet. Ob man die nun Sage nennt oder nicht, das ist eine eigene Frage. Aber die waren zum Teil durchaus noch vorhanden. Interessant für mich war besonders, dass in diese alte Sagenwelt nun ganz neue Elemente hereinkamen. Also, um ein konkretes Beispiel zu nehmen: Ein Lastwagenfahrer hat mir erzählt, er habe eine alte Frau aufgenommen an einer Kreuzung im Wald. Da stand die, wollte mitfahren. Er hat sie aufgenommen und sie stieg ein, setzte sich auf den Beifahrersitz, und von dem Moment hat er den zweiten Gang nicht mehr reingebracht und ist also viele Kilometer im ersten Gang gefahren. Und dann stieg die Frau wieder aus, und sofort funktionierte das Auto wieder normal. Im Hintergrund war natürlich der Gedanke: Ja, das war eine Hexe oder das ging nicht mit rechten Dingen zu. Für mich waren solche Berichte deshalb interessant, weil hier nun plötzlich die moderne Welt, also die technische Welt, eine Rolle gespielt hat in Verbindung mit diesen älteren Vorstellungen. Und das hat mich dann auch dazu geführt, später dieses Buch zu schreiben »Volkskultur in der technischen Welt«, in dem ich zu zeigen versuchte, dass die Tradition Verbindungen eingeht mit der Technik.

Ich sollte vielleicht, wenn ich hier in Wien bin, noch sagen, dass in der Zeit meines Studiums und als ich dann angefangen habe als Assistent (es war ein Glücksfall, dass gerade so eine Stelle frei war; ich war an sich bereits Studienreferendar und hatte Schüler vor mir, und dann wurde mir die Stelle an der Uni angeboten) – dass in dieser Zeit die Verbindung mit Österreich, mit der österreichischen Volkskunde aus-

gesprochen eng war. Also im Jahr, ich glaub 1952 oder 53, kam Leopold Kretzenbacher mit einer großen Studierendengruppe nach Tübingen, um in unserer Region die Fastnacht zu erleben. Kretzenbacher war ja überhaupt ein großer Wanderer und Exkursionsmensch, und wir sind dann auch zu Kretzenbacher gefahren – das muss Ende der 1950er Jahre gewesen sein – und haben mit ihm in der Weihnachtszeit ein Stubenspiel in einem steirischen Graben miterlebt. Vor allem bestand auch großer Respekt vor Leopold Schmidt, der ja hier nicht ganz unbekannt sein dürfte. Leopold Schmidt war ein Mann, der einem ständig begegnete, egal wo man forschte. Ich habe als einziges Dokument einen Auszug aus der österreichischen Zeitschrift von 1954 mitgebracht. Den habe ich deshalb, weil ich da meine erste Rezension veröffentlicht habe. Über »Wilde Männer im Mittelalter«, ein englisches Buch. Das hat Leopold Schmidt damals angenommen. Ich habe in dem Auszug geblättert; das Erstaunliche ist, dass Leopold Schmidt diesen Rezensionsteil, ich würde sagen, zu 80 Prozent selbst bestritten hat, und er hat ja auch die Zeitschrift zu 80 Prozent bestritten. Er war wirklich in allen Feldern der Volkskunde bewandert. Er hat dicke Bücher geschrieben im Bereich der sprachlichen Überlieferung. Also Volkstheater, Volksschauspiel heißt es bei ihm, Volkserzählung, Volkslied. Da gibt es jeweils dicke Bände, und er war ein Mann, der natürlich auch mit der materiellen Kultur zu tun hatte. Also er hat sich überall ausgekannt. Unser Verhältnis war relativ gut und eng. Das hat eine große Rolle für uns gespielt.

Ein bisschen hängt das auch damit zusammen, dass die österreichischen Volkskundler damals eigentlich überhaupt nicht als eigene Kategorie aufgetreten sind, sondern sich sehr eng an die deutsche Volkskunde angeschlossen haben. Also ich erinnere mich an die ersten deutschen Kongresse, da kam einer mit Vollbart und mit Trachtenjacke und das war Viktor von Geramb, der immer dabei war. Und in dem Rezensionsteil, den ich hier habe, bespricht Leopold Schmidt eine deutsche Zeitschrift, und er schreibt, ja, das seien nicht so wichtige Artikel. Aber es seien drei Grundsatzartikel drin und die seien alle von Österreichern. Also, die haben auch publiziert in deutschen Zeitschriften. Ich sollte vielleicht an Kretzenbachers steirische Exkursion anschließend noch sagen: Auch *das* war ein Gebiet, bei dem wir zwar die Relikte, denn darum handelte es sich bei den altsteirischen Stubenspielen, bewundert haben, weil die noch eine gewisse Lebendigkeit hatten, aber zugleich haben wir uns gefragt: »Ja, gibt's so was nicht

auch bei uns?« Und »Gibt's szenische Auftritte überhaupt nicht mehr?« Und wir kamen dann, um es terminologisch zu trennen, vom Volksschauspiel zum Volkstheater. Wir haben in den 1950er Jahren eine große Umfrage gemacht über Vereinstheater, und das waren Stoffe, die vorher die Volkskunde eigentlich nicht interessierten. Vereine galten als willkürliche Gruppierungen, die passten nicht zu den überlieferten Ordnungen. »Überlieferte Ordnungen« war ein Schlagwort, das von Leopold Schmidt ausging. Und Vereinstheater, Theateraufführungen von einem Verein, das hat ja mit der alten Tradition *scheinbar* wenig zu tun. In Wirklichkeit hat aber auch das Vereinstheater bereits seine mindestens hundertjährige Tradition.

RAFFAELA SULZNER: Ich schließe an dieser Stelle an, möchte aber noch einmal ein bisschen zurückgehen in die Zeit, als Sie an das Ludwig-Uhland-Institut für Volkskunde kamen, und möchte Sie fragen, wie Sie die Zeit in den 1950er Jahren dort wahrgenommen haben? Welche Möglichkeiten einer sozialwissenschaftlichen Ausrichtung des Faches haben sich für Sie dort ergeben? Welche Konflikte sind entstanden? Wie und wodurch konnte sich eine doch sehr germanistisch ausgerichtete Volkskunde schließlich von der Germanistik lösen? Und wer waren die Studierenden der Zeit?

HERMANN BAUSINGER: Also, ich hatte das große Glück, dass ich praktisch keinen Chef hatte, sondern dass ich schon als ganz junger Mensch, also unmittelbar nach dem Studium dieses Fach mehr oder weniger allein vertreten durfte. Es gab einen kommissarischen Chef, der saß in Stuttgart, kam einmal in der Woche her. Ich hab ihn dann ins Schloss rauf begleitet, er hat dann ein Seminar gehalten und dann reiste er wieder ab. Das heißt, ich konnte eigentlich selber die Weichen stellen. Und ich hatte ja auch das Glück, dass die Kollegen im Land, also die Volkskundler im Land, relativ aufgeschlossen waren für neue Perspektiven, so dass im Grunde genommen niemand Steine in den Weg gelegt hat, wenn man Neues entwickelt hat. Und wir haben damals Neues entwickelt. Ich kann das kurz an einem Beispiel darstellen. Das Institut bekam, was damals ganz ungewöhnlich war, Gelder für wissenschaftliche Hilfskräfte. Ich glaube, die hießen damals noch nicht so, aber es waren studentische Helfer, die für bestimmte Dinge eingesetzt wurden. In dem Fall war das streng definiert: Die Gelder kamen von einem Ministerium, das es bald danach nicht mehr gab,

ein ausdrückliches Vertriebenen-Ministerium, zuständig für die Heimatvertriebenen, die ja in großer Zahl gekommen waren. Und diese Gelder wurden zunächst dazu verwendet – noch vor meiner Zeit fing das an, und wir haben es zunächst noch fortgesetzt –, um Erhebungen zu machen bei den »Flüchtlingen«. Die Heimatvertriebenen haben Wert darauf gelegt, »Heimatvertriebene« genannt zu werden. Aber »Flüchtlinge« war irgendwie populärer und vertrauter in gewisser Weise. Bei ihnen wurden diese Erhebungen gemacht, und zwar so, dass gefragt wurde: »Gibt es jemanden von Csobanka bei Budapest? Oder finden wir jemanden aus Milititsch...?« Und dann wurden Befragungen zu diesen Dörfern gemacht entlang dem Kanon. Also: Wie haben die Häuser ausgesehen? Haus und Hof? Welche Geräte waren da in der Landwirtschaft? Wie war überhaupt der landwirtschaftliche Jahreslauf? Gab es abergläubische Vorstellungen? Was haben die Leute gesungen? Und so weiter. Beim Durchlesen dieser Arbeiten (Es waren immer so 20, 30 Schreibmaschinenseiten) ist deutlich geworden, dass sich eigentlich nichts Neues mehr ergibt aus diesen Darstellungen. Die waren sehr wertvoll für die Leute, die damals Heimatbücher geschrieben haben. Die haben sich an diesen Arbeiten orientiert. Aber mir ist aufgefallen, dass dabei eine sehr interessante Perspektive völlig unter den Tisch fällt. Nämlich was ist aus diesen Dingen in der *neuen* Heimat geworden? Und wie verändern sich diese Dinge? Also *wird* noch Dialekt gesprochen? *Treffen* sich die Leute überhaupt noch untereinander? Wie ist das Verhältnis zu Flüchtlingen aus *anderen* Regionen? Wie verhält man sich etwa zu Kleidungsnormen? Laufen die Menschen noch in ihren Holzpantinen oder in Strohshuhen herum? Wie ist es mit der Ernährung? Stimmt es, dass die bei Stuttgart Paprika angebaut haben neuerdings? Und so weiter. Also diese ganzen Akkulturationsvorgänge, die waren vorher nicht im Blickfeld, und wir haben dann quasi neu angesetzt, und es sind in 20 bis 30 Neusiedlungen, in denen großteils Heimatvertriebene wohnten, Erhebungen gemacht worden in diese Richtung. Wir haben dann 1959 ein Buch veröffentlicht, »Neue Siedlungen«, in dem diese Veränderungsprozesse im Mittelpunkt standen. Und das war in der Tat dann auch eine Annäherung an die Soziologie. Ich bin 1958 aufgrund von ersten Berichten über diese Dinge eingeladen worden zum Internationalen Soziologen-Kongress und habe damals referiert über Volkskunde und Soziologie. Eine gewisse Annäherung gab es. Der Untertitel des Buches »Neue Siedlungen« hieß dann auch »Volkskundlich-soziologische Untersuchungen«.

Und bei dem Streit, den es in Tübingen gab um die neue Benennung des Faches, hat Soziologie eine große Rolle gespielt. Ein Vorschlag war »Kultursoziologie« – das ist aber nicht nur daran gescheitert, dass wir gesagt haben: »Ja, man kann ja nicht Soziologie im Hauptfach und Kultursoziologie im Nebenfach studieren«, das stößt sich gegenseitig, und da würden die Soziologen auch nicht mitmachen. Es ist auch daran gescheitert, dass uns klar war, dass die Soziologie ein sehr konsequent auf Gegenwart ausgerichtetes Fach war, während *wir* eigentlich den kulturhistorischen Ansatz nie verleugnet haben. Insofern war das Fach immer zwischen Geschichte und Soziologie angesiedelt.

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: Diese Studie »Neue Siedlungen« 1959 gemeinsam mit Braun und Schwedt wurde auch noch in meinem Studium als Ausdruck des Aufbruchs der Volkskunde der damaligen Zeit hin zu Gegenwartsthemen gelesen, hin zu aktuellen Problemlagen der Gesellschaft. Doch noch einmal zur Rolle Tübingens in diesem Erneuerungsprozess des Faches. Ende der 1960er, 70er Jahre fand ja ein großer Aufbruch im Fach statt, der heute synonym gesetzt wird mit »Falkenstein«, wo dann ja auch die große Namensdiskussion aufgekommen ist. Du hast in dem Band »Ein Aufklärer des Alltags« zu Papier gegeben, dass Tübingen damals eigentlich *keine* große Rolle gespielt hat, beziehungsweise sowieso niemand die Vorschläge von Tübingen angenommen hätte. In der üblichen Lesart, wie Fachgeschichte geschrieben und auch vermittelt wird, heißt es dagegen eher, dass wichtige Impulse – siehe auch durch die »Neuen Siedlungen«, siehe »Abschied vom Volksleben« und so weiter – erst durch Dich und Deine Arbeiten sowie andere Personen, die in Tübingen agiert haben, kamen; also die Hinwendung zu einer sozialwissenschaftlich orientierten Alltagskulturwissenschaft war in Tübingen geebnet worden, Tübingen stand sozusagen dafür. Kurzum: Welche Rolle spielte Tübingen nun also bei und um Falkenstein?

HERMANN BAUSINGER: Bei der Falkenstein-Tagung spielte Tübingen kräftig mit, durch Positionspapiere und in Diskussionen. Aber Falkenstein spielte zunächst für die weitere Fachentwicklung generell keine so wichtige Rolle – die meisten Institutschefs waren gar nicht dabei und schirmten sich eher ab, und dass Tübinger Anstöße eher ausgebremst wurden, hing einfach mit dem Image von Tübingen zusammen. Es gab ja intern in Tübingen so eine kleine Revolution, die nur deshalb nicht

als Revolution erschien, weil, wie irgendwann in einem studentischen Papier stand, »Tübingen wie eine Gummizelle« war. Die Studierenden seien quasi revolutionär angerannt, seien aber dann von uns, vom Establishment, immer aufgefangen worden. Das war nicht ganz falsch, und es hing natürlich damit zusammen, dass die Intentionen von Lehrenden und Studierenden gar nicht weit auseinander lagen. Aber Ende der 1960er Jahre – also Stichwort 1968, obwohl das sehr viel früher schon anfang – in dieser Zeit hatten vor allen Dingen die jüngeren Leute, die Studierenden, den Eindruck, was wir hier machen, ist ganz interessant, aber irgendwie ist es nicht muskulär-dynamisch genug, und wir müssen sehr viel stärker politisch eingreifen. Es war der Gedanke, dass man unmittelbar Wissenschaft umsetzen kann und auch muss in Praxis. Es gab darüber lange Diskussionen, und so ist dann auch dieses Buch »Abschied vom Volksleben« entstanden. Man wollte eigentlich mit Volkskunde und Volksleben und so weiter *überhaupt* nichts mehr zu tun haben. Ich erinnere mich an Seminare, die einen harmlosen Titel hatten, allerdings damals sehr stark auch von den neuen Massenmedien mitbestimmt, in denen aber eigentlich wenig über das Seminarthema gesprochen wurde, sondern die ersten zwei Sitzungen gingen vorbei, indem man über den Ideologiebegriff gestritten hat. Die dritte Sitzung war dann irgendwie über Praxis, und so weiter. Und ich erinnere mich an Diskussionen, wo zum Beispiel einer von den Kollegen den Vorschlag machte, er wolle gerne mal was über Volkstheater machen. Ja, das sei prima, aber nur so, dass man selber ein sozialkritisches Theaterstück entwickelt und das dann zur Aufführung bringt. Und nachdem der Kollege mit Recht sagte, das funktioniert nicht in einem Semester, wurde dann eben ein anderes Thema gewählt. Also man wollte das unmittelbare Umsetzen in die Praxis.

Erst allmählich – eigentlich erst Ende der 1970er Jahre und das hat vielleicht etwas zu tun mit dem politischen Abschwung, den man in der Tat beobachten kann – hatte man gemerkt, wie schwierig das ist und dass wir zwar versuchen, zu bestimmten Erkenntnissen zu kommen, dass aber diese Erkenntnisse keineswegs immer geeignet sind, sofort in eine verbindliche Praxis umgesetzt zu werden. Vielleicht noch ein Beispiel: Ich hatte einmal ein Seminar, das muss schon Anfang der 1980er Jahre gewesen sein oder Ende der 70er Jahre, da ging es um »Gastarbeiter«, wie man damals beschönigend noch sagte. Also es ging um die Arbeitsimmigranten, die zu uns gekommen waren. Es liefen zwei größere Projekte über Türken in Tübingen und Sizilianer in Reutlingen.

Und ich hatte ein allgemeineres Seminar, aber auch mit kleinen Erhebungen, die Studierende gemacht haben. Und nun kamen die Studierenden in eine italienische Familie, in der ein Mädchen, das damals glaube ich etwa 17 war, sich verliebt hatte in einen Deutschen, und die Eltern wollten das nicht dulden. Und innerhalb des Seminars und im Anschluss an das Seminar vor allen Dingen entstanden nun lange Diskussionen, was kann man da machen? Und die Studierenden hatten die feste Absicht, auf dieses Mädchen einzuwirken, die ohnehin davon sprach, sie haue jetzt ab, sie bleibe nicht mehr zuhause. Sie haben sich überlegt, man muss die unterstützen, die muss weg von zuhause. Und ich erinnere mich noch, dass *ich* die Gegenposition vertreten habe und gesagt habe: »Ihr wisst ja überhaupt nicht, was das bedeutet. Was das für das Mädchen bedeutet, was das für die Eltern bedeutet. Die Dinge sind oft viel, viel komplizierter, als man sie zunächst sieht.« Das ist ein kleines und vielleicht auch problematisches Beispiel, aber es gilt ganz allgemein. Eine Zeitlang war die Meinung, wir haben die großen Wahrheiten. Also wir untersuchen die Bild-Zeitung und zeigen den Leuten, wie da gelogen wird und so fort. Und später entstanden dann Arbeiten, die zeigten, dass die Bildzeitung auch nicht immer viel mehr lügt als andere, das nur aufdringlicher verkauft – und so weiter. Also es sind stärkere Differenzierungen und damit auch Relativierungen eingetreten.

JENS WIETSCHORKE: Ich würde gerne einen Punkt aufgreifen, der vorhin schon zur Sprache gekommen ist, nämlich die Position der Volkskunde oder Empirischen Kulturwissenschaft zwischen den Nachbarfächern. Wir haben über die Nähe zur Soziologie und Geschichte und die Herkunft vieler Fachvertreter aus der Germanistik gesprochen; mich würde Ihre Wahrnehmung interessieren im Hinblick auf die in das Fach doch sehr stark eingeschriebene Interdisziplinarität. Hat man sich in diesem sehr kleinen Fach in den 1960er Jahren wirklich als Fachvertreter der Volkskunde verstanden oder gab es eher ein Bewusstsein dafür, dass man in vielerlei Hinsicht *zwischen* den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen, zwischen der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Germanistik und teilweise auch der Ethnologie situiert ist? Dass das, was man in der konkreten wissenschaftlichen Arbeit macht, ein inter- oder sogar transdisziplinäres Unternehmen ist? Und vielleicht im Anschluss daran: War das Projekt »Empirische Kulturwissenschaft« dann in den 1970er und 1980er Jahren ein interdisziplinäres oder doch sehr stark ein volkskundliches?

HERMANN BAUSINGER: Also Interdisziplinarität, die jetzt ja ausgesprochen gehätschelt wird – man darf ja keinen Antrag stellen, in dem das Wort interdisziplinär nicht mindestens fünf Mal vorkommt. Für uns hatte das eigentlich relativ wenig Bedeutung. Ich denke, das hing damit zusammen, dass das Fach als solches, so wie Sie es eben angedeutet haben, interdisziplinär war. Dass wir praktisch innerhalb der verschiedenen Bereiche des Faches, innerhalb der verschiedenen Sektoren, jeweils Kontakt hatten mit anderen Disziplinen. Allerdings meistens so, dass wir Dinge aufgegriffen haben, die in diesen Disziplinen vernachlässigt waren. Also Beispiel Germanistik, Literaturwissenschaft. Die Literaturwissenschaftler haben sich bis in die 1970er Jahre hinein so gut wie gar nicht um die realen Leserinnen und Leser gekümmert; statt dessen wurde der »implizite Leser« konstruiert. So etwas wie Lesersozologie gab es nicht. Überhaupt Literatursoziologie gab es eigentlich kaum. Und sie haben sich auch *nicht* gekümmert um Trivilliteratur. Ich erinnere mich an meine germanistischen Seminare, da kam niemand auf die Idee, auch nur Karl May oder andere Unterhaltungspoeten zu behandeln. Mit Karl May gibt es sogar eine kleine anekdotische Geschichte. Arno Schmidt, ein angesehener deutscher Schriftsteller, hat ein in meinen Augen völlig bescheuertes Buch geschrieben. Ich weiß nicht mehr, wie der Titel heißt. Jedenfalls versuchte er nachzuweisen, dass Karl May in seinen Büchern eigentlich nur Homosexualität übersetzt habe in indianische Gefühle. Und jede Landschaftsbeschreibung hat er in Anatomie übersetzt. Also Berge und Täler und Gewässer und so weiter. Also ich fand's eher peinlich, das Buch. Aber, auch das ist vielleicht bezeichnend, die Generation der Studierenden war natürlich begeistert. Es war für sie eine tolle Geschichte, so etwas gab es vorher nicht. Und in der Studentenzeitschrift, »Notizen« hieß die, wurde das rezensiert, wurde es beschrieben. Und es kam dann prompt zu einer Diskussion in der Philosophischen Fakultät, in der die Vertreter der klassischen Philologie, die Vertreter der Germanistik und so weiter, alle aufstanden und sich empörten. Die spezifische Ausrichtung des Buchs wurde gar nicht behandelt, sondern es ging darum: Was hat Karl May an einer Universität verloren? Es war eigentlich eine einheitliche Meinung, die so vertreten wurde. Neben mir saß Walter Jens und hat mir zugeflüstert, was er von seinen älteren Kollegen hielt. Wir waren ganz wenige, die versucht haben, Karl May zu verteidigen. Da waren einfach große, große Abstände, und ich denke, das gilt zum Teil auch für die anderen Fächer, mit denen wir

Berührungen hatten. Es war ja nicht so, dass man den Kunsthistorikern in ihren klassischen Feldern Konkurrenz machte, hätten wir auch nicht gekonnt, aber es wurden zum Beispiel Projekte gemacht über Wandschmuck – sowohl von Brückner in Würzburg wie in Tübingen von Martin Scharfe: »populärer Wandschmuck«. Also die Frage: Was hängen die Leute auf und gibt es so was wie populäre ästhetische Vorstellungen? Also eine sehr wichtige, wie ich meine auch kunstwissenschaftliche Frage, die aber von der Kunstwissenschaft eben nicht behandelt wurde. Und das könnte man glaube ich bei fast allen Disziplinen durchdeklinieren. Aber ich weiß nicht, wahrscheinlich bin ich da ausgewichen.

JENS WIETSCHORKE: Nicht unbedingt. Es ist klar, dass es diese großen Schnittflächen zwischen den Disziplinen gab. Aber die auch wissenschaftspolitisch entscheidende Frage war doch sicherlich die, ob man sich als so etwas wie eine Kunstwissenschaft alles dessen, was die Kunstwissenschaft nicht behandelt, als eine Geschichtswissenschaft alles dessen, was die Geschichtswissenschaft nicht behandelt usw. präsentiert hat. Oder ob man sich als kleines, sehr schwach besetztes Fach nicht vielmehr bemüht hat, ein starkes Fachprofil aufzubauen und zu sagen: »Das ist aber alles ganz klar *Volkskunde*, was wir machen.« Oder eben alternativ »Empirische Kulturwissenschaft«. Diese Balance zwischen interdisziplinärem Arbeiten und einem praktischen »Wildern« in unterschiedlichen Feldern und Fächern einerseits und der fachpolitisch notwendigen Ausbildung eines distinkten Fachprofils andererseits würde mich interessieren.

HERMANN BAUSINGER: Das war, was die einzelnen Fächer anbelangt, verschieden. Also die Germanisten haben durchaus Kenntnis genommen von dem, was wir gedacht und gemacht haben, und ich sag es jetzt ein bisschen vergrößert, haben das zum Teil dann auch übernommen. Also plötzlich war in der Germanistik auch Trivalliteratur ein Thema. Es war Gebrauchsliteratur ein Thema, auch Illustriertenaufsätze und so weiter wurden dann behandelt. In der Kunstwissenschaft war das sehr viel weniger der Fall, obwohl wir auch mit Kunsthistorikern zum Teil einen guten Kontakt hatten. Aber in der Tat ging es uns auch um den Aufbau und Ausbau des Faches. Man muss sich vorstellen, dass sicherlich bis in die 1970er Jahre hinein das Fach eigentlich sehr stark zerstückelt war. Wenn Kongresse waren, die großen Kongresse, dann

gab es eine Sektion Hausforschung, Sektionen für Geräteforschung, für Liedforschung und so fort. Da saßen dann beispielsweise Leute, die nur Hausforscher waren und die sich den Teufel interessierten für Märchen und Sage oder für Volkslieder oder dergleichen und die auch gar nicht die Idee hatten, dass das viel miteinander zu tun hat. Und unser Bestreben war es damals und musste es sein, zu fragen: Was hält eigentlich die Dinge zusammen? Also was sind die verbindenden Kategorien, die hier einzusetzen sind? Das ist eine alte Frage im Fach, die früher mit dem Hinweis auf die Nation und ihre kulturelle Prägung beantwortet wurde. Und sie ist bis heute, glaube ich, durchaus ein Problem. Auch heute gibt es sicherlich Leute, die eben nur Märchenforscher oder nur Trachtenforscher sind. Trotzdem würde ich behaupten, dass inzwischen die Durchdringung der einzelnen Sektoren mit allgemeineren Theorien oder theoretischen Ansätzen sehr viel stärker erfolgt ist; Stichwörter wie Alltag oder Unterschicht verweisen auf Gemeinsamkeiten. Damals war das anders; ich erinnere mich, da war so eine Redensart, die war böse »Ja, unsere Hausforscher, das sind unsere Hohlkehlbalkenforscher. Weil die sich tatsächlich stundenlang gestritten haben um irgendwelche Fachwerkkonstruktionen ganz diffiziler Art.

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: Ich würde gerne da auch meinerseits noch mal anschließen. Du hast eindrücklich geschildert, wie so etwas wie die »kognitive Identität des Faches«, wie Lindner es dann 1987 genannt und spezifiziert hat, geschaffen wurde, mit welchem Selbstverständnis das Fach agierte in den Schnittstellen dessen, was etablierte Disziplinen nicht ausgefüllt haben, mit Streukraft auch in diese anderen Disziplinen, aber ganz klar mit einem Selbstbezug als sich konstituierendes Fach. Das sind ja auch die Impulse, die wir mit Tübingen bzw. speziell mit Dir als Person verbinden, diese inhaltliche Konsistenz und eine methodische Veränderung hin zur *empirischen* Alltagskultur-forschung. Mittlerweile gibt es ja nun weitere Veränderungen. Und es wird öfter die Frage gestellt, wie weit der Gegenstandsbezug, der in den 1970er Jahren noch gegeben war und den man auch in Arbeiten Deiner Generation und der etwas jüngeren sieht, wieweit der sich eventuell verflüchtigt hat zu einer stärkeren auch inhaltlich-thematischen Öffnung. Diese manifestiert sich auch in den neuen Namen. Es gab ja in Folge von Falkenstein eine ganze Reihe von Umbenennungen, wobei sich nicht »EKW« durchgesetzt hat, sondern zunehmend »Europäische

Ethnologie«, wiewohl es immer noch Namensunterschiedenheiten gibt. In Wien zum Beispiel wurde das Institut im Jahr 2000 in »Institut für Europäische Ethnologie« umbenannt. Mich würde nun sehr interessieren, wie Du diese Hinwendung zur Europäischen Ethnologie siehst und beurteilst. Was macht der Name aus und damit zusammenhängend ganz allgemein die Frage: Wie beurteilst Du oder wie siehst Du eigentlich das Fach heute? Was nimmst Du thematisch-inhaltlich an Veränderungen zur zuvor beschriebenen Alltagskulturwissenschaft wahr?

HERMANN BAUSINGER: Die Veränderungen im Fach hängen sicherlich zu einem großen Teil mit Veränderungen des Gegenstandsbereichs zusammen, also mit Veränderungen in der Kultur und in der Gesellschaft. Mit dem Begriff »Kultur« hat man ja früher sehr häufig eine geschlossene Veranstaltung verstanden, also die deutsche Kultur oder die Kultur einer bestimmten Region und so weiter. Heute hat man dagegen ständig mit dem Schlagwort »Hybridisierung« zu tun, also mit Vermischung. Im Grunde genommen gibt es strikt abgeschlossene Kulturen vielleicht noch irgendwo anders auf der Welt, aber bei uns ganz sicherlich nicht mehr in der Form. Es gibt zwar nach wie vor Versuche, geschlossene Kulturen zu proklamieren. Ich glaube, es ist nie so viel geschrieben und geredet worden wie heute über Stammescharaktere, auch wenn diese Bezeichnung nur noch selten verwendet wird. Aber bei uns kommen ständig neue Bücher heraus über *den* Schwaben und Zeitungsartikel, die über ein paar Dialektausdrücke eine in sich geschlossene Kultur konstruieren. Tatsächlich aber haben wir viel, viel stärker mit der Auflösung früherer Grenzen und mit Vermischungen zu tun. Und darauf hat das Fach geantwortet.

Was die Frage *Ethnologie* betrifft, würde ich unterscheiden zwischen der Nomenklatur, also zwischen der Benennung und der Sache. Was die Benennung »Ethnologie« anlangt – vielleicht ist das eine Idiosynkrasie bei mir, ein Tick – mir erscheint »Ethnos« ausgesprochen unheimlich, und zwar vor dem Hintergrund der Erfahrung in den Balkanländern. Da war plötzlich sehr viel von ethnischer Identität die Rede, und man müsse diese ethnische Identität retten. Ich habe damals dazugelernt, dass es eben nicht nur auf das Volk ankommt, sondern auch auf den Staat, und dass der Versuch, Abgrenzungen unter ethnischen Gesichtspunkten zu bilden, ausgesprochen gefährlich ist. Und ich sehe auch im Fach, in manchen Arbeiten, dass diese Gefahr leben-

dig ist. Dass also über den Ethnosbegriff Vereinheitlichungen hergestellt werden, die problematisch sind. Insofern habe ich Bedenken gegen die Ausbreitung dieses Begriffes, die sich aber wahrscheinlich nicht mehr aufhalten lässt. Auf der anderen Seite ist es natürlich so – auch das hängt mit der stärkeren Vermischung, mit der Auflösung von Grenzen zusammen, auch von Kulturgrenzen –, dass wir sehr viel stärker mit überregionalen und internationalen Gegenständen zu tun haben, und hier vor allem mit Integrationsproblemen, mit Auseinandersetzungen verschiedener Kulturen. Also nicht gerade *clash of cultures*, es ist ja nicht immer ein Zusammenstoß, aber es gibt durchaus Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen kulturellen Bereichen. Dass sich das Fach dem geöffnet hat, finde ich einfach normal. Also es wäre komisch, wenn man das versäumt hätte, man hat es ja lange versäumt und man hat damit auch einen möglichen Einfluss auf die Politik versäumt. In Deutschland gab es spätestens ab 1980 einige wenige Darstellungen, in denen Deutschland als Einwanderungsland bezeichnet wurde. Die wurden von politischer Seite und eigentlich auch von der Seite der öffentlichen Publizistik schlechterdings ignoriert. Und erst im neuen Jahrtausend haben allmählich auch die Parteien entdeckt, dass Deutschland in der Tat seit mindestens 50 Jahren ein Einwanderungsland ist und dann wurde dieser Begriff akzeptiert. Ich glaube, offiziell wurde das in der CDU-Programmatik erst 2007 oder so akzeptiert.

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: Du hast die Erweiterung des Gegenstands als logische Folge gesellschaftlichen Wandels benannt und auch eine Öffnung, eine Internationalisierung angesprochen. Mobilität ist ja in diesem Zusammenhang ein wichtiges Stichwort des Faches geworden – und dies sowohl als gesellschaftliche Beobachtung und Forschungsfeld als auch als eigene biographische Erfahrung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Wissenschaftliche Laufbahnen sind heute in aller Regel nicht mehr an einen Ort gebunden. Die disziplinäre Prägung und Sozialisation an einem Ort bis zur Hausberufung stellt zunehmend eine Ausnahme-Karriere dar, die immer mehr in Verruf geriet. Stattdessen sind Ortswechsel in akademischen Laufbahnen zur Norm avanciert und kennzeichnen oftmals schon das Studium. Nun ist gleichzeitig die Empirische Kulturwissenschaft, wie Du sie verkörperst, ja sehr stark von einem tiefen lokalen Verständnis geprägt, und ist diese »Stationarität« im positiven Sinn, die lokale

Präsenz und Kontinuität sowie die genaue Orts- und Sprachkenntnis, geradezu zum wissenschaftlichen Programm des Faches erhoben worden. Der Ansatzpunkt war speziell auch bei Dir eine intensive lokale und regionale Kenntnis, darum auch die Auseinandersetzung mit Dialekt, mit regionaler Kost, mit der Kehrwoche und anderen lokalen und regionalen Phänomenen. Das hat sich insgesamt schon geändert. Heute beschäftigen uns besonders Bewegungen und grenzüberschreitende Lebensmodelle, und auch in der akademischen Welt ist Internationalisierung etwa für Rankings ein zentrales Kriterium. Es war vorhin schon davon die Rede, dass ohne Interdisziplinarität und Internationalisierung – vielfach verkürzt verstanden als Hinwendung zum angelsächsischen Sprachraum – etwa bei Anträgen nicht viel funktioniert. Mobilität ist gewissermaßen zum Motto und zur Norm geworden, bis hin zur Methodik, wo mittlerweile mitunter sogar Skepsis gegenüber einer langen Anwesenheit besteht. Da stellt sich für mich natürlich gerade an Dich – als Wissenschaftler mit tiefer Ortskenntnis und als Autor der »Volkskultur in der technischen Welt«, in der Du auch von Horizontauflösungen gesprochen hast – wieder die Frage, wie blickst Du eigentlich auf die heutigen Horizontauflösungen der Volks-, Alltags- und Fachkultur. Wie beurteilst Du das Fach heute als ursprünglich stark lokal und regional gebundene Disziplin, die gleichzeitig genau das nicht mehr hochhält?

HERMANN BAUSINGER: Also ich selber lege nach wie vor großen Wert darauf, dass die regionale Seite und auch die lokale Seite miterfasst wird, dass diese Orientierung bestehen bleibt. Weil ich finde, dass unser Fach einen spezifischen Auftrag hat, auch die Kultur der eigenen Region, des eigenen Landes mit einzubeziehen. Auf der anderen Seite verkenne ich natürlich nicht, dass die Mobilitätschancen und die Mobilitätsrealitäten eine sehr, sehr große Rolle spielen und dass die uns zum Teil auch weiter gebracht haben. Nochmals zur vorher gestellten Frage: Was hat sich eigentlich geändert? Es hat sich unter anderem auch die sprachliche Orientierung im Fach geändert. Wenn ich gefragt werde: »Ja, was waren eigentlich die Mängel, die Grenzen der früheren Volkskunde und Empirischen Kulturwissenschaft?«, dann muss ich sagen, dass wir viel zu wenig internationale Kontakte hatten, und dass das mit den sprachlichen Verhältnissen zusammenhing. Ich habe immer die Skandinavier beneidet, bei denen halt jeder Student zwei Semester in London oder in Stanford studiert hat, und die Lehren-

den waren sowieso perfekt im Englischen. Mir ist immer wieder deutlich geworden, dass diese sprachpolitische Seite durchaus Bedeutung hat auch für das Gewicht eines Faches. Konkret gesprochen: Es gibt die wunderbare Formulierung »Invention of tradition«, »Erfindung der Tradition« – das stammt von Hobsbawm, 1986 war das glaube ich. Damals existierten bereits eine ganze Reihe von vergleichbaren Arbeiten bei uns, unter anderem von Utz Jeggle und Gottfried Korff über das Zillertal, wo von der Erfindung des Zillertalers die Rede ist. Oder es gibt ein schönes Buch »Die Erfindung des Vorarlbergers«. Im Grunde genommen waren das Bücher, die genau dieses Thema »Invention of tradition« behandelt haben, und die ganze lebhafteste Debatte über *Folklorismus* war von diesem Thema mit bestimmt. Es war durchaus auch ausdrücklich von Erfindung von Tradition die Rede, aber das hat niemand zur Kenntnis genommen, während der Hobsbawm-Titel als Schlagwort durch sämtliche Presseartikel läuft. Ich denke, das spielt schon eine große Rolle, und insofern ist es ein Fortschritt innerhalb des Faches, dass es etwas polyglotter geworden ist – und dass es sich auch gegen Befunde jenseits der nationalen oder sprachlichen Grenzen stärker geöffnet hat. Wir haben ja in Tübingen zwei Vorarlberger importiert (Reinhard Johler und Bernhard Tschofen), und vor allen Dingen Johler hat das Fach in Tübingen ein Stück weit Richtung Südosteuropa geöffnet. Es werden Untersuchungen gemacht, die sich mit Ungarn, mit Rumänien und so weiter befassen. Vor zwei Jahren, glaube ich, war eine große Exkursion nach Sibiu, also nach Siebenbürgen. Das war früher eher außerhalb des Horizonts.

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: Meine Frage zielte auch ein bisschen darauf hin, ob sich das Fach möglicherweise auflöst durch diese Öffnungen und diese Interdisziplinarität.

HERMANN BAUSINGER: Wenn man die Frage weiterführt, dann muss man natürlich zum Beispiel fragen, ob das Fach nicht aufgeht in der allgemeineren Ethnologie. Also ob nicht Volks- und Völkerkunde sehr viel stärker zusammenwachsen. Der Prozess ist zweifellos im Gang und zwar von beiden Seiten. Das wird meistens verkannt. Den Völkerkundlern gehen ja allmählich die Inseln (Inseln auch im übertragenen Sinn) aus, wo sie ihre Forschung gerne machten. Und seit einigen Jahrzehnten haben die Völkerkundler entdeckt, dass es auch bei uns hier verschiedene Ethnien gibt, wie sie sagen. Und zum Teil trifft sich

das dann in der Tat. Also Integrationsforschung von unserer Seite und Integrationsforschung von Seiten der Ethnologie, das steht sehr nahe beieinander. Trotzdem denke ich, es gibt eine prägende, Identität stiftende Tradition des Faches. Wenn ich Tradition sage, ist damit ja nicht bloß eine gemeinsame Idee anvisiert, sondern Tradition ist ja substantialisiert und materialisiert, in unseren großen Bibliotheken, in unseren Museen und so weiter. Da ist ein Bestand da, der sicherlich nicht einfach übersprungen werden kann und den man auch nicht auf die Seite schieben kann. Es besteht im Fach eine Verantwortung für diese Teilsektoren. Also, wir können uns nicht verabschieden von der Märchenforschung beispielsweise. Natürlich gibt es inzwischen von verschiedenen Disziplinen her Märchenforscher. Es gibt die Psychoanalytiker, die meinen, das Märchen sei eine Art erzählender Analyse, es gibt Religionswissenschaftler, die sich mit Märchen befassen, und so weiter und so fort. Aber der traditionelle Ort der Märchenforschung war nun mal die Volkskunde. Und ich denke, dass man das nicht preisgeben darf. Das gilt in ähnlicher Weise auch für die anderen Sektoren. Insofern meine ich, dass genügend Substanz da ist, dass das Fach für sich bleiben kann, seine eigene Identität, seine eigene Qualität bewahren kann.

RAFFAELA SULZNER: Zum Schluss möchte ich den Blick noch einmal kurz nach Österreich richten. Meine Frage bezieht sich auf die doch etwas verzögerte sozialwissenschaftliche Öffnung des Faches in Österreich, fast ein Jahrzehnt nach den Tagungen in Detmold 1969 und Falkenstein 1970. Wie blicken Sie auf diese verzögerte Entwicklung zurück? Wie haben Sie österreichische Volkskundler wahrgenommen und inwiefern hat man sich ausgetauscht?

HERMANN BAUSINGER: Ich glaube, die Situation war in mancher Hinsicht in Österreich anders als in Deutschland. Ich habe vorher erzählt, dass in deutschen Zeitschriften zunächst Österreicher die Grundsatzartikel geschrieben haben. Ich glaube, in Österreich war der Bruch von 1945 zunächst noch weniger sichtbar als in Deutschland. Ich sage noch weniger, denn im Grunde genommen hat sich in den späten 1940er Jahren kaum jemand darum gekümmert, dass die bisherige Volkskunde in mancher Hinsicht in Frage zu stellen ist und dass neue Perspektiven entwickelt werden müssen. Das kam erst ganz allmählich, und in Österreich wohl noch allmählicher. Es gibt ja durchaus halbironi-

sche politische Artikel darüber, dass die Vergangenheitsbewältigung in Österreich lange Zeit, also auch über jene 40er Jahre hinaus eigentlich eine Vergangenheitsentsorgung gewesen sei. Das war sie in Deutschland auch zum Teil, aber ich glaube, in Österreich war das noch sehr viel stärker der Fall. Das heißt, es ging einfach weiter. Dann kommt eine Spezifik der österreichischen Situation hinzu. Ich habe vorher erzählt, dass wir mit Kretzenbacher bei diesem Stubenspiel in der Steiermark waren. So etwas gab es in Deutschland nicht mehr. Also in Österreich war der Gedanke: Wir sammeln Relikte und wir beobachten diese Reste einer traditionellen Kultur, einer im Wesentlichen bäuerlich geprägten Kultur, sehr viel realistischer als in Deutschland. Deshalb haben die deutschen Volkskundler auch immer hinübergeschickt nach Österreich. Was haben die noch? Und was können die noch machen, was bei uns schon nicht mehr denkbar war. Und in Österreich war dann der Ausbruch aus dem alten Gefüge, der Aufbruch, den es auch hier gab, etwas weniger durchschlagend als in Deutschland. Ich habe Helmut Fielhauer ganz gut gekannt und habe ihn sehr geschätzt, wobei er übrigens die Fortsetzung der Tradition genauso verkörpert hat wie neue Perspektiven. Und ich habe ihn auch bewundert für die Praxisaktivitäten, die er entwickelt hat. Er hat mich damals herumgeführt in irgendeiner alten Fabrikanlage, die er zum Kulturzentrum entweder gemacht hatte oder machen wollte. Und solche Dinge, die waren hier sehr ausgeprägt. Dafür war Wien ein wichtiger Ort. Aber insgesamt war diese Umbruchentwicklung in Österreich etwas schwächer als in Deutschland.

JENS WIETSCHORKE: Ich würde gerne noch einen ganz kleinen Nachsatz zu dem vorhin angesprochenen Problem der Abgrenzung zwischen Volkskunde und Völkerkunde, oder wie es in Wien heißt: zwischen Europäischer Ethnologie und Kultur- und Sozialanthropologie, sagen. Ich glaube eigentlich nicht, dass wir, um uns von der Ethnologie unterscheidbar zu machen, den Rekurs auf klassische Gegenstandsbereiche brauchen, also zum Beispiel die Märchenforschung; sondern ich glaube vielmehr, dass in dem Konzept Alltagskultur und Alltagskulturwissenschaft etwas drinsteckt, was doch spezifisch ist, gerade auch wenn man das bedenkt, was Sie gesagt haben über das in die Ethnologie eingeschriebene ethnische Paradigma, das dort auch nach wie vor sehr betont wird. In der Europäischen Ethnologie wird das – ganz entgegen dieser Fachbezeichnung – so nicht in den Mittelpunkt gestellt.

In diesem Sinn muss man da eigentlich nur an die ganz grundlegende Programmatik von empirischer Kulturwissenschaft als Alltagskulturwissenschaft und empirische Kulturanalyse erinnern. Und ich glaube, da kommt man relativ schnell zu guten und einleuchtenden Unterscheidungen.

HERMANN BAUSINGER: Ich würde dem sehr zustimmen. Dazu kommt, dass in den hochindustrialisierten oder den postindustriellen Nationen und Staaten ja die klassische Methodologie der früheren Völkerkunde eigentlich überhaupt nicht greift. Während wir mit unserem sowohl historischen wie soziologischen Ansatz oder unseren Anleihen bei Geschichte und Soziologie da eher ansetzen können. Es gibt eben bei uns viele Themen und Probleme, bei denen es vielleicht wenig bringt, wenn man drei Monate Feldforschung macht, bei denen man aber vier Wochen im Archiv sitzen muss, weil im Grunde genommen schon alles erfasst ist und alles verschriftlicht ist. Also die stärkere Durchbürokratisierung, die ja bei uns schon Jahrhunderte alt ist, spielt eine Rolle, und da kommt man glaube ich mit klassisch volkskundlichen Methoden nicht durch. Da braucht man Soziologie – oder, um es von der Bezeichnung eines anderen Fachs zu lösen, man braucht genaue Vorstellungen und Analysen von den soziokulturellen Strukturen und Gegebenheiten.

BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER: Wir möchten langsam zum dritten Programmpunkt überleiten, dem anschließenden Empfang im Volkskundemuseum, und uns an dieser Stelle noch einmal ganz, ganz herzlich bei Hermann Bausinger bedanken für das Gespräch. Ich denke, dass ich da für die Kollegen und Kolleginnen des Instituts sprechen darf, auf jeden Fall spreche ich für mich, wenn ich sage, dass wir uns sehr deutlich in den Fußstapfen der empirischen Kulturwissenschaft, die Du gelegt hast, sehen, mit dem aufmerksamen Blick auf das, was sich vor der Haustür, aber auch in der Gesellschaft als nicht homogenem Gebilde, sondern als fluktuierender und nicht abgrenzbarer Größe tut. Dies setzt auch entsprechende historische Kenntnisse voraus. So sind wir in der Tat ein interdisziplinär ausblickendes Fach, das Bezug auf die Soziologie, Ethnologie und Geschichte, aber auch auf die Germanistik und weitere Disziplinen nimmt. Ich würde neben den eben von Jens genannten Kennzeichen anmerken, dass – ich würde gar nicht sagen zur Abgrenzung, sondern zur *Spezifizierung* des empirisch-kul-

turwissenschaftlichen Blickes – auch eine Dialektik zwischen »eigen« und »fremd« als Zugang zur Erkenntnis beiträgt, die besonders gelagert ist. Das Begriffspaar benennt ein Kennzeichen, das verschiedene Disziplinen, konkret die Ethnologie beziehungsweise KSA (Kultur-Sozialanthropologie), Du sagtest Völkerkunde, und auch die Soziologie beschreibt, aber die Art der Ausdifferenzierung dieser Kategorien und Relationen ist jeweils anders. Da könnte man also auch noch einmal weiter nachdenken.

Und damit möchten wir das Gespräch öffnen und Sie nun alle zum geselligen Teil des Abends einladen.

Transkript: Sonja-Friederike Wiegand

